

Predigt Matthäus 14, 22-33, WH, 29.1.17

Menschen in Seenot.
Das Boot droht zu sinken.
Keine Rettung in Sicht.
Oder doch?
Etwas nähert sich.
Sieht aus wie ein Gespenst

Einer steigt aus dem Boot.
Sucht nach der rettenden Hand.
Schreit:
Hilf mir, ich ertrinke!

Da ist sie – die rettende Hand.
Sie greift nach dem Absaufenden.
Zieht ihn hoch.
Zieht ihn zu sich.

Der Wind legt sich.
Das Boot erreicht das Ufer.
Niemand ertrinkt.
Hier muss Gott im Spiel sein.
Davon sind alle überzeugt.

So war es damals am See Genezareth.
Zurzeit Jesu.

Und heute? Gestern stand in der Zeitung, dass dieses Jahr schon 246 Menschen auf dem Mittelmeer bei der Flucht ertrunken sind. Das lässt für das ganze Jahr hohe Zahlen befürchten.

Als ich den Predigttext für heute las, musste ich daran denken, wie viele Menschen im Mittelmeer ertrinken, bei dem Versuch, in Europa ein besseres Leben zu finden. Sie werden nicht gerettet, wie Petrus, weil sie ja hier auch keiner haben will.

Und ich habe an den syrischen Jugendlichen gedacht, den wir aus der Jugendarbeit kennen, der auf der Flucht über Bord ging und dann von einem Onkel gerade noch aus dem Wasser gefischt wurde. Bei uns hat er dann einen Surfkurs mitgemacht, und so einen Teil seiner eigenen Geschichte bearbeitet. Er hat sich dem Meer auf andere Weise wieder genähert.

Und ich denke an die Menschen, die das Gefühl haben, in ihrem eigenen Leben unterzugehen. Meistens eher bildlich. Aber es ist trotzdem ein schlimmes Gefühl. Was kann helfen?

In der Begebenheit, die hier von Jesus und den Jüngern erzählt wird, gibt es Hinweise auf die Dinge, die uns heute helfen. Wir können gespannt sein.

1. Jesus schickt die Jünger weg und geht beten

Jesus und die Jünger: Im Kopf war er für mich immer mit ihnen zusammen. Es war aber offensichtlich nicht immer so. Er schickt sie zum Beispiel nach dem großen Ereignis der Brotvermehrung weg, um alleine zu sein. Er schickt sie abends aufs Meer, genauer den See Genezareth. Er schickt sie in den Sturm. Und Wind und Wellen machen ihnen schon bald ziemlich Angst.

Jesus hatte ihnen gesagt, daß sie noch am Abend raus fahren sollten. Sie hatten ihm vertraut. Sie waren jedenfalls nicht einfach nur so unterwegs, sondern schließlich in seinem Auftrag. Das hilft schon mal. In Situationen mit Gegenwind und Unsicherheit und bei Sturm und Wellen hilft es, zu wissen, im Auftrag des Herrn unterwegs zu sein. Es hilft, wenn ich weiß, dass da einer das Risiko mit mir trägt.

Jesus betet währenddessen allein auf dem Berg. Nach der großen Versammlung, in der er gepredigt hat, nimmt er sich Zeit zur Ruhe. Die Menschen hatten ihn zum König machen wollen, berichtet Johannes. Er aber sucht die Stille.

Jesus braucht die Ruhe. Manchmal tun wir so, als brauchten **wir** sie nicht. Keiner kann nur immer für andere da sein, immer nur aktiv sein. Wir müssen immer wieder zurück zur Quelle. Um Kraft zu bekommen. „Nur wer gegen den Strom schwimmt kommt zur Quelle,“ heißt es. Die Stille und die Meditation, das Gebet ist gegen den Strom der Zeit. Während die Jünger gegen den Sturm kämpfen, bleibt Jesus im Gebet. Vielleicht fühlten sie sich deshalb verlassen.

Manchmal fühlen wir uns auch so, als hätte Gott uns im Gegenwind allein gelassen. Könnte er nicht dafür sorgen, dass wir immer Rückenwind haben? Das tut er offensichtlich nicht. Wir leben als Christen nicht auf der Insel der Seligen, sondern mittendrin im Leben mit all seiner Dynamik. Ein afrikanisches Lied sagt: Du schwimmst in dem See,

in dem auch die Krokodile schwimmen und lebst in der Gesellschaft zusammen mit den korrupten Politikern.

Und Jesus sagt: „In der Welt habt ihr Angst.“ Wir leben in dieser Welt und oft genug bläst uns der Wind ins Gesicht.

Und trotzdem ist bei Christen etwas anders: Wir sind im Auftrag des Herrn unterwegs. Und er ist uns nahe. Während wir kämpfen, betet er für uns. Und auch wir dürfen uns mal zurückziehen und einfach mal ruhen und beten.

2. Jesus kommt als Gespenst

Die Jünger fühlen sich nicht wohl, im Unwetter auf dem See. Aber sie erschrecken erst Recht als ihre Hilfe naht. Sie glauben nicht, dass das, was sie sehen, ihnen helfen kann. Es ist nicht immer einfach zu erkennen, was Freund und was Gegner ist. Wir haben so unsere ganz bestimmten Vorstellungen, wie die Hilfe eigentlich aussehen sollte. Wir haben da so unsere Erwartungen. Jesus aber tritt in diesem Moment so unerwartet in das Leben seiner Jünger, dass sie ihn nicht erkennen. Sie glauben, es ist ein Gespenst. Offensichtlich ist es manchmal einfacher, an Gespenster, Außerirdische oder einfach den Zufall zu glauben als daran, daß Jesus dahinter steckt und uns helfen will. Vielleicht ist seine Nähe manchmal auch eher unheimlich als beruhigend. Da haben wir uns gerade so eingerichtet in dem Gefühl, daß wir doch alles alleine und selbst machen müssen und daß Gott sehr weit weg ist. Wir tun uns so schön selber leid dabei. Und dann ist er plötzlich da. Gott ist erschreckend nahe.

Es gibt diese Art von Selbstmitleid der Christen, das davon ausgeht, daß Gott ja doch nicht erreichbar ist. Aber weil wir nunmal Christen sind, tun wir so, als wenn uns das in unserem Glauben alles nicht stört. Wir glauben an Gott und rechnen trotzdem nicht mit seiner Nähe, vielleicht auch nur, um nicht enttäuscht zu werden. Wir reden von Jesus, rechnen aber nicht damit, daß er uns direkt ansprechen könnte. So leben wir unser Leben so dahin. Und wenn etwas Unvorhergesehenes passiert, glauben wir eher an Gespenster, den Biorhythmus oder an Wahrnehmungsstörungen als an das Eingreifen Gottes.

Die Vorstellung, daß Jesus unser Handeln beeinflussen könnte, macht dann eher Angst.

Jesus rechnet genau damit. Deshalb sagt er auch zu den Jüngern, als sie ihn auf dem See sehen: „Habt keine Angst!“ Er will nicht, daß wir uns vor ihm fürchten, wohl aber daß wir mit ihm rechnen. Und wenn wir mit ihm rechnen, geht es uns besser. Wenn wir mit ihm im Einklang sind, sind wir es auch mit uns.

3. Petrus will alles, verspielt alles und gewinnt alles

Von einem Touristen wird erzählt, daß er am See Genezareth nach den Preisen für eine Überfahrt fragt. Der Fischer mit dem Boot, das nicht sehr vertrauenerweckend aussieht, nennt ihm einen horrenden Preis. Der Tourist beschwert sich. Darauf der Fischer: Aber dafür ist es auch der See auf dem euer Herr Jesus gewandelt ist. Der Tourist antwortet schlagfertig: „Kein Wunder, bei den Preisen.“

Petrus ist im Moment des Erscheinens Jesu zu keiner rationalen Überlegung in der Lage. Nachdem er begriffen hat, daß nicht ein Gespenst, sondern Jesus, sein Freund und Meister, da auf das Boot zukommt, will er ihm auf dem Wasser entgegengehen. Das Vertrauen ist so spontan wie groß.

Seine Begeisterung verdrängt kurzfristig alles, was die Physik des Alltags ihn gelehrt hat.

Petrus macht den Schritt über Bord ohne viel nachzudenken. Er geht auf Jesu Wort hin ein großes Risiko ein und macht eine noch größere Erfahrung. Manchmal ist es besser das Risiko des eigenen Tuns überhaupt nicht ermessen zu können. Vielleicht ist es sogar ausreichend, zu wissen, **wer** einen ruft und wer einen im Falle eines Falles dann auch halten kann.

Vielleicht sollten wir deshalb nicht so viel Zeit darauf verschwenden, das Risiko von von der einen oder der anderen Handlungsweise abzuwägen. Stattdessen könnten wir mehr Zeit damit verbringen, herauszufinden, was Gottes Wille ist. Wenn Gott auf unserer Seite ist, verringert sich unser Risiko nämlich vehement.

Im Vertrauen auf Gott ist möglich, risikoreiche Schritte zu tun, in dem Wissen nämlich, daß er uns selbst bei Fehlritten auffängt. Wir **dürfen** Fehler machen.

Petrus hat diese Erfahrung gemacht. In dem Moment, in dem er sich seiner Schwäche bewußt wird, vielleicht sogar merkt, wie bescheuert er eigentlich ist, fängt Jesus ihn auf, zieht ihn wieder hoch.

Jesus hält da nicht nur Händchen, sondern packt Petrus kräftig an. Das kann wehtun, wenn Jesus zupackt (s. Bild). Also kein Ringelpiez mit

Anfassen, sondern zupackende Aktion.

Und Jesus sorgt bei Petrus dafür, daß der Schritt aufs Wasser nicht zum Schlag ins Wasser wird.

Manche stehen gerade jetzt vor großen oder kleinen Schritten in die Zukunft. Für sie kann dieser Schritt des Petrus und die Folgen eine Beruhigung und Verheißung sein.

Andere empfinden das Leben mit einer Krankheit wie einen unsicheren Gang über das Wasser, bei dem sie jederzeit abstürzen können. Oder manche wollen einfach vertrauen und können nicht.

Petrus hat erfahren, daß wir von einem kräftigen Arm gehalten werden, wenn wir zu stürzen drohen.



Wenn Petrus einfach im Boot geblieben wäre, hätte er diese Glaubenserfahrung nie gemacht. Petrus hat was riskiert, ist auf die Schnauze gefallen und hat deshalb gewonnen, an Erfahrung **und** an Gewißheit.

Als Christen dürfen wir uns Fehler leisten, jedenfalls eher als Tatenlosigkeit. Jesus sagt auch zu Petrus am Ende nicht „Siehste“ nach dem Motto: „Hätte ich dir doch gleich sagen können“, sondern lädt ihn einfach zu noch mehr Vertrauen in Zukunft ein. Der Kleinglaube des Petrus ist nicht das Ende des Glaubenslebens, nicht bei Petrus und nicht bei uns. Der Kleinglaube ist der Anfang des großen Glaubens und der Weg zur Gewißheit.

Eine Geschichte zum Abschluss kann das unterstreichen: Beim Brand eines Einfamilienhauses läuft der sechsjährige Junge zurück ins brennende Haus, weil er seinen Teddy holen will. Der Vater läuft hinterher, aber ein Brandherd trennt die beiden plötzlich. Der Vater ruft dem Sohn zu, daß er aus dem Flurfenster springen soll, er werde ihn auffangen. Der Vater steht draußen und blickt hoch in die Rauchschwaden. Er hört den Sohn rufen: „Papa, ich kann dich nicht sehen.“ „Ich dich auch nicht,“ ruft der Vater zurück, „aber spring trotzdem.“ Der Sohn springt und der Vater fängt ihn auf.

Oft genug sehen wir nichts und müssen einfach springen.

Die Jünger sind im Sturm bewahrt worden, Petrus ist von Jesus aufgefangen worden. Das wirbt um unser Vertrauen. Und macht uns gleichzeitig Mut. Amen

Meine Hoffnung und meine Stärke